

Oliver Römer

Wissenschaftslogik und Widerspruch

Die Esser-Hirschauer-Kontroverse. Soziologehistorische und systematische Überlegungen zu einem »Methodenstreit«

Logic of science and contradiction.

The Esser-Hirschauer-controversy. Some historical and systematic considerations concerning a dispute over method

»Wirkliche Wissenschaften haben es niemals nötig, der Welt zu verkünden, sie hätten ein Rezept gefunden, wie sie Wissenschaft werden können.«

Louis Althusser (1985: 50)

Es wird wieder gestritten und debattiert in der deutschen Soziologie. Diese Neuigkeit ist erst einmal keine schlechte, sind Streit und Konflikt doch nicht selten Voraussetzungen für die institutionelle Festigung wissenschaftlicher Disziplinen (vgl. Kneer/Moebius 2010). Dass allerdings die Kontroverse um die Gründung einer Mannheimer *Akademie der Soziologie*, die teils heftigen Diskussionen des Göttinger Soziologiekongresses und zuletzt auch der in dieser Zeitschrift ausgetragene Disput zwischen Stefan Hirschauer und Hartmut Esser bereits in ersten Reaktionen als ein neuer »Methodenstreit« (Blättel-Mink 2018: 38) rezipiert werden, erscheint erklärungs- und erläuterungsbedürftig. Zwar kann unstrittig festgehalten werden, dass aktuell wenigstens in der deutschen Soziologie »klassische soziologische Grundfragen über ›Objektivität‹ und ›Wertneutralität‹ wieder virulent werden« (ebd.: 38). Jedoch ähneln die bisher ausgetauschten Argumente bereits bekannten fachlichen Kontroversen so frappierend, dass sich die Frage stellt, ob von diesen Auseinandersetzungen tatsächlich mehr als eine Verfestigung innerakademischer Stellungskämpfe zu erwarten ist, die eine in dieser Zeitschrift angeregte fachliche Grundlagendiskussion kaum befördern würde (vgl. Strübing 2019; Wagner 2019). Die aus dieser Befürchtung erwachsene Forderung, dass sich die Soziologie angesichts von »vielfältigen aktuellen Problemen, ja: Krisen« nicht in »internen Debatten, ja Spaltungsdiskursen« aufreiben dürfe (Blättel-Mink 2018: 45), weist bereits auf ein Grundproblem der bisherigen Diskussion hin: Analog zum noch größtenteils im 19. Jahrhundert verorteten klassischen Werturteilsstreit und zum während der 1960er Jahre ausgetragenen Positivismusstreit kennzeichnet sich die aktuelle Debatte durch eine vordergründige Situierung in den Bahnen methodologischer und wissenschaftstheoretischer Auseinandersetzung. Es wird damit wenigstens der Eindruck erweckt, dass die für die nähere Entwicklung des Faches drängenden Fragen mit den Mitteln der Wissenschafts- und Methodenkritik entschieden werden könnten. Welche soziologischen Effekte und Rückwirkungen dagegen

etwa zwischen dieser Diskussion und der sich historisch wandelnden Gestalt und Funktion des Faches bestehen, bleibt bisher völlig unberücksichtigt.

Bezieht man jedoch die seit Beginn des 20. Jahrhunderts veränderte gesellschaftliche Lage der Soziologie ein, dann wird bereits unmittelbar deutlich, dass der das Fach bis heute begleitende »Methodenstreit« unter jeweils veränderten historischen Vorzeichen steht und von einer bloßen Wiederholung früherer Debattenlagen streng genommen nicht die Rede sein kann. Während der klassische Werturteilsstreit die junge deutsche Soziologie nämlich in einer Phase trifft, in der die universitäre Institutionalisierung des Faches nicht annähernd absehbar ist, ereignet sich der Positivismusstreit in einer Zeit, in der die Soziologie selbstbewusst den Anspruch einer angewandten Leitwissenschaft moderner Gesellschaften anmeldet. Dementsprechend steht in dieser Phase auch weniger das die Binnenarchitektur einer Disziplin berührende erkenntnistheoretische Problem einer Trennung von Wert- und Wirklichkeitsurteilen, sondern die Frage nach dem Verhältnis der Soziologie zu ihren gesellschaftlichen Anwendungen – kurz: die Theorie-Praxis-Frage – im Mittelpunkt der Diskussion (vgl. Beck 1974). Eine Verschiebung der Diskussionslage deutet sich seit den 1970er Jahren an: Die immer stärker antizipierte Krise des Faches befördert einen erneuten Rückzug der Grundlagendiskussion auf erkenntnistheoretische und methodologische Fragestellungen. Das wachsende Bedürfnis nach den disziplinenheitlichen Standards und Grundfesten wird verstärkt durch eine im Fach selbst wahrgenommene schwindende gesellschaftliche Relevanz der Soziologie. Diese Ausgangslage begünstigt schließlich eine Verlagerung der in den 1950er und 60er Jahren noch dominierenden Theorie-Praxis-Problematik hin zu der den zeitgenössischen »Methodenstreit« dominierenden ›Leitunterscheidung‹ von Theorie und Empirie.

Dass es sich bei dieser Verlagerung um eine disziplinspezifische Verengung handelt, die auf der Suche nach Auswegen aus den aktuellen methodologischen und theoretischen Krisen der Soziologie dringend wissenschaftsgeschichtlich reflektiert werden muss, soll im weiteren Verlauf dieses Beitrages plausibilisiert werden. Hierzu ist zunächst eine nähere historische Einordnung der genannten Diskussionen nötig (1.). Auf diesem Wege lassen sich einige Probleme des zeitgenössischen soziologischen »Methodenstreits« pointiert herausarbeiten (2.). Sind die unterschiedlichen Debattenlagen in Grundzügen herauspräpariert, können bisher unzureichend ausgearbeitete Fragen und Problemfelder identifiziert werden, an denen eine zeitgenössische Diskussion anzusetzen hätte. Eines dieser Problemfelder ist eine bis heute kaum ausgearbeitete Wissenschaftstheorie der Soziologie. Einen zentralen Stellenwert nimmt diese Frage bereits in der Auseinandersetzung zwischen ›analytischer‹ und ›dialektischer‹ Sozialwissenschaft während des Positivismusstreits ein, die in der gegenwärtigen Debatte zu Unrecht kaum noch Beachtung findet. Vor allem eine Wiederentdeckung bestimmter Traditionslinien dialektischer Wissenschaftstheorie könnte den Sinn für Diskussionen schärfen, hinter die der zeitgenössische »Methodenstreit« in der deutschen Soziologie systematisch zurückfällt (3.).

1 Der Werturteilsstreit 1909, 1959, 1968ff. Die wissenschaftshistorischen Voraussetzungen des zeitgenössischen »Methodenstreits«

In der Geschichte der Soziologie wird der Begriff »Methodenstreit« mehr oder weniger synonym für zwei sehr unterschiedliche Debattenlagen verwendet. Zum einen handelt es sich bekanntlich um eine bereits im 19. Jahrhundert entbrannte Auseinandersetzung, die sich auf den Status der Nationalökonomie als Wissenschaft bezieht (vgl. Albert 2010). Spielen in der Spätphase dieser Diskussion Werturteilsprobleme im engeren Sinne eine Rolle, so hat die Kontroverse ihren Ursprung in der Frage, ob Nationalökonomie historisch-geisteswissenschaftlich oder als eine messende, an naturwissenschaftlichen Standards orientierte Disziplin zu betreiben sei. Als eine theoretische Lösung dieses Problems ist immer wieder die Soziologie Max Webers gelesen worden, die auf der Grundlage einer Theorie der ›Kulturbedeutung‹ einen Kompromiss zwischen verstehender und erklärender Sozialwissenschaft vorschlägt: Methodisch unkontrollierbare vor- und außerwissenschaftliche Erkenntnisinteressen werden als ebenso notwendige wie irrationale Aspekte eines methodisch geregelten, rationalen Erkenntnisprozesses behandelt. Damit wird das Betreiben von Wissenschaft selbst zu einer ethisch und psychologisch anspruchsvollen Tätigkeit, über deren vorwissenschaftliche Prämissen der Wissenschaftler sich selbst stets Rechenschaft ablegen können muss (vgl. etwa Hennis 1987).

Institutionell mündet die Auseinandersetzung um die Werturteilsproblematik bekanntlich in die Gründung der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, die immer wieder als eine ›Ausgründung‹ aus dem an tagespolitischen Fragen orientierten *Verein für Sozialpolitik* verstanden worden ist. Dass die Forderung nach werturteilsfreier soziologischer Erkenntnis und einem Forum zur Diskussion ›reiner‹ Wissenschaft sogar ihren Niederschlag in der Satzung der DGS findet, ist allerdings nur bedingt als innerwissenschaftliche Abgrenzungsbewegung zu verstehen. In der Phase ihrer Gründung musste sich die DGS nämlich nicht nur gegen den eindeutig dominanten gesellschaftswissenschaftlichen Erklärungsanspruch der Staatswissenschaften bewähren. Die deutsche Soziologie sieht sich in der Zeit des Kaiserreiches überdies mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei nichts anderes als eine Fortsetzung des Sozialismus mit wissenschaftlichen Mitteln. Die Betonung der Trennung zwischen politischen und wissenschaftlichen Wertungen erhält so von vornherein einen über epistemologische Fragen hinausweisenden Sinn: Sie ist das Resultat eines massiven politischen Eingriffes in eine sich konstituierende Wissenschaftsdisziplin, die aus den deutschen Universitäten ausgeschlossen bleibt und von ihren Hauptvertretern nebenberuflich vertreten wird (vgl. Rammstedt 1991).

Beachtet man diese Ausgangssituation, so wird man konstatieren müssen, dass der zweite, als Positivismusstreit in die Fachgeschichtsschreibung eingegangene »Methodenstreit« zwischen dem Kritischen Rationalismus der Popper-Richtung und der Kritischen Theorie der Frankfurter-Schule unter völlig verschiedenen Vorzeichen steht. Bereits Ende der 1950er Jahre bemerkt beispielsweise Helmut Schelsky eine regelrechte Soziologisierung geisteswissenschaftlicher Disziplinen wie etwa der Pädagogik. In einer »verwissenschaftlichten Zivilisation« sei die Soziologie selbst »zu einem Medium der Auseinander-

dersetzung innerhalb der angewandten Wissenschaften«, zu einer letztlich überschätzten Leitwissenschaft gegen ihren eigenen Willen geworden, deren Aussagen man »zur Kenntnis nimmt und sich mit ihnen handelnd und planend auseinandersetzt« (Schelsky 1959: 135). Spätestens mit den in den 1960er Jahren umgesetzten Hochschulreformen erhält die Soziologie einen festen Platz an westdeutschen Universitäten. Ihre Institutionalisierung geht einher mit der Einführung berufsorientierter Diplom-Studiengänge. Die in dieser Zeit wahrgenommene gesellschaftliche »Durchsetzung« der Soziologie sowie die optimistischen Fantasien bezüglich der Chancen der »angewandten Aufklärung« einer von den Folgen des Nationalsozialismus gezeichneten Gesellschaft stützen sich auf die in den Vereinigten Staaten bereits erreichten Institutionalisierungserfolge (vgl. Dahrendorf 1963). Die Soziologie wird in der biographischen Selbstidentifikation junger Soziologinnen und Soziologen zu einem Medium urbaner, bildungsorientierter Mittelschichten stilisiert (vgl. König 1957: 15; Bolte/Neidhardt 1998). In einer demokratischen Gesellschaft soll sie ganz selbstverständlich auf dem Resonanzboden der politischen Öffentlichkeit positioniert sein und wird dementsprechend als liberale Alternative zu den staatstragenden Verwaltungswissenschaften deutscher Prägung verstanden, deren politisches Versagen in der Zeit des Nationalsozialismus mehr als deutlich geworden ist (vgl. Dahrendorf 1967; Gerhardt 2014).¹

Dass diese Soziologie mit den Problemen einer sich Anfang des 20. Jahrhunderts formierenden Wissenschaft nicht mehr allzu viel gemein hat, bemerkt etwa der Plessner-Schüler Christian von Ferber in einer heute noch lesenswerten wissenschaftsgeschichtlichen Abhandlung mit dem programmatischen Titel *Der Werturteilsstreit 1909/1959*. Webers Überlegungen aufgreifend macht Ferber darauf aufmerksam, dass es die in dieser Phase expandierende empirische Sozialforschung mit einem auf erkenntnistheoretische Fragen nicht mehr zu reduzierenden Erfahrungsprozess zu tun habe, in den bereits »eine gesellschaftliche Struktur hinein[wirkt]« (Ferber 1959: 175). Die Sozialforschung gerät, vermittelt über ihre praktischen gesellschaftlichen Anwendungen in der Industriosociologie, der Gemeindestudie oder der Meinungsforschung, in eine Position andauernder Parteilichkeit. Das von ihr produzierte Wissen ist damit gar nicht mehr von jenen »sozialpolitischen« Fragestellungen zu trennen, die die frühe deutsche Soziologie auszusondern versucht. Dass die Soziologie in der entwickelten industriellen Gesellschaft einer »Struktur der Interessengegensätze« (175) ausgesetzt ist, unterläuft also die Fragestellung Max Webers:

»Die Soziologie, die sich als Lehre von der »Kulturbedeutung« verstand, löste sich damit von den gesellschaftlichen Strukturen ab, die auf sie in dem pragmatischen Sinne

1 Dass in der westdeutschen Soziologie eine Aufarbeitung der Verstrickungen des Faches mit dem Nationalsozialismus lange Zeit ausbleibt, ist auch das Resultat einer normativen Selbststilisierung des Faches in der Nachkriegszeit: Historisch wird die Soziologie mit dem aufgeklärten Bürgertum identifiziert. Sie soll eine Wissenschaft sein, die per se nur unter den Bedingungen demokratisch-liberaler Gesellschaften gedeihen kann. Die Hinweise auf ihr Fortwirken im Nationalsozialismus (vgl. zuletzt Christ/Suderland 2014) können dieser Argumentation nichts anhaben: In totalitären politischen Regimen mag es zwar Soziologen, jedoch keine institutionell ausgebildete Soziologie gegeben haben (vgl. Lepsius 1979).

als Instrument der Kooperation mit dem Vordringen der ›Apparaturen der Daseinsverwaltung‹, der ›Organisation‹ in Gestalt von Betrieben, Verbänden, Verwaltung usw. angewiesen waren. [...] Damit aber erwies sich die Überlegenheit der Soziologen in der Werturteilsdiskussion als ein Pyrrhussieg, der die Soziologie auf eine Position fixierte, deren Fundament mit der Gesellschaftsentwicklung selbst dahinschmolz.« (174)

Ohne an dieser Stelle die Geschichte der Soziologie auf den Kopf zu stellen, kann also gesagt werden, dass diese Verschiebung hin zu Anwendungsfragen der empirischen Sozialforschung und daraus resultierend die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis der Sozialwissenschaften den historischen Rahmen des sogenannten Positivismusstreites in der deutschen Soziologie bilden. Dass er bei Zeitgenossen »ein lebhaftes Gefühl der Enttäuschung [hinterließ]« (Dahrendorf 1969: 152), hat auch damit zu tun, dass die gesamte Auseinandersetzung in ihrer Zeit als eine von den drängenden praktischen Fragen der Sozialwissenschaften weitgehend unberührte philosophische Reaktion auf eine sich bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts abzeichnende Verschiebung im Verhältnis zwischen den empirischen Wissenschaften und der traditionellen idealistischen Philosophie in Deutschland wahrgenommen wird. Sowohl der Kritische Rationalismus Popperscher Bauart als auch die Kritische Theorie der Frankfurter Schule formulieren bereits in den 1930er Jahren Antworten auf eine Krise der philosophischen Wissenschaften, die im Zuge der raschen Industrialisierung des deutschen Kaiserreiches und einer sprunghaften Durchsetzung der Natur- und Technikwissenschaften den Anfang des 19. Jahrhunderts gesetzten wissenschaftsorganisatorischen Rahmen der Humboldtschen Universität in Frage stellt (vgl. Ringer 1987; Schelsky 1963). Während allerdings der Kritische Rationalismus primär auf die »Waffen der *Methodenkritik*« (Popper 1965: 114) setzt, um *a priori* einen Raum für die Produktion von theoretischer Wahrheit zur Verfügung zu stellen, bemüht sich die Kritische Theorie um ein Programm der verbindenden Erkenntnis von Philosophie und empirischer Wissenschaft, das sich *rekonstruktiv* als eine zeitdiagnostisch fundierte Theorie der Kultur entfalten soll (vgl. Bonß/Schindler 1982).

Bezeichnet man nun die gegenwärtige Auseinandersetzung als einen erneuten »Methodenstreit« in der Tradition dieser beiden großen Kontroversen, so muss auf die gegenüber den 1960er Jahren veränderte Situation der Soziologie verwiesen werden. Denn bereits in den 1970er Jahren zeigen sich viele Vertreter in der westdeutschen Soziologie aus guten Gründen wesentlich vorsichtiger gegenüber der noch kurz zuvor prophezeiten gesellschaftlichen ›Durchsetzung‹ des Faches. In der ›Entfremdung‹ von Soziologie und Studentenbewegung beim ›68er-Soziologentag‹ in Frankfurt werden auch deshalb erste ernsthafte Symptome einer Krise sichtbar, weil sich abzeichnet, dass die akademische Soziologie ein Fach ohne gesellschaftliche Adressaten bleibt (vgl. Neun 2018: 93ff.). Der ›Rückzug‹ auf die professionspolitische Strategie des Theorienvergleichs beim nächsten Kongress in Kassel, die aktuell gerne als Beispiel für eine »konstruktive, kollegiale Rivalität« (Burzan 2018: 34) angeführt wird, muss insofern als eine aus der Not geborene Reaktion auf die sich abzeichnenden sozialen und institutionellen Schließungen im Fach ver-

standen werden: Auf der einen Seite steuert die westdeutsche Soziologie auf das Ende ihrer eigenen institutionellen Expansionsphase an den Universitäten zu, was angesichts einer Verknappung materieller Ressourcen auch zur Bedrohung der eigenen ›Paradigmenvielfalt‹ führt (vgl. Osrecki 2018). Auf der anderen Seite sieht sich das Fach verstärkt mit einer ›anti-soziologischen‹ Kritik konfrontiert, die zum Teil aus dem Fach selbst kommt und die vermeintlich hegemoniale Position der Soziologie als gesellschaftliche Selbstdeutungsinstanz in Frage stellt (vgl. Neun 2018: 119; Rehberg 2010). Diese ›konservative‹ Strategie der Soziologiekritik, die in Deutschland prominent von Helmut Schelsky, Horst Baier oder Friedrich Tennbruck vertreten worden ist, findet dabei ein bemerkenswertes Entgegenkommen in einer pointiert linken Kritik: Alvin Gouldners (1974) in Deutschland vieldiskutiertes Buch über die Krise der westlichen Soziologie diagnostiziert als Resultat der institutionellen Durchsetzung des Faches seine Verschränkung mit den vorherrschenden Institutionen des ›Welfare-Warfare-State‹: Als institutionalisierte wissenschaftliche Disziplin übernimmt die Soziologie Funktionen, die zur Stabilisierung einer vorherrschenden kulturellen, sozialen und ökonomischen Ordnung beitragen. Damit verändert sich ihr objektiver Klassenstandpunkt in den westlichen Industriegesellschaften derart, dass die akademische Soziologie als Instanz »nonkonformistischer Intellektualität« (Demirovic 1999) ausfällt. Dass die Soziologie soziologisch betrachtet das Produkt einer ›Mittelklasseerfahrung‹ ist, sieht Gouldner fortan nicht mehr als einen potentiell progressiven oder gar emanzipatorischen Zug. Vielmehr kondensiert bei ihm das Fach in einem hermetischen sozialen Milieu, das aufgrund seiner Bindung an ein wohlfahrtstaatlich überdehntes Bildungs- und Universitätssystem erfahrungslos geworden ist (vgl. auch Gouldner 1978).

Diese pessimistischen Einschätzungen weichen kaum von der Lagebeschreibung der westdeutschen Soziologie ab, die Rainer M. Lepsius in seiner Eröffnungsrede zum 17. Soziologentag in Kassel skizziert: Die *Rekonstitutionsphase* der westdeutschen Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg zeige »Merkmale eines positiven Dilettantismus und eines bewußten Eklektizismus« (1975: 3). Die in den 1960er Jahren einsetzende *Konsolidierungsphase* sei vor allem eine Phase des institutionellen Ausbaus gewesen, in der sich die Lehr- gegenüber der Forschungsgestalt in fataler Weise verselbständigt habe. Weder die wissenschaftliche Entwicklung noch die gesellschaftliche Bedeutung der Soziologie rechtfertigen für Lepsius also die Hoffnungen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit in das Fach gelegt worden sind. Zwar sieht er im ›kulturkritischen‹ Diskurs des Feuilletons durchaus eine Durchsetzung soziologischer Argumentationsmuster. Diese werden jedoch insbesondere von »progressiven Intellektuellen außerhalb der Soziologie« (8) vertreten, die längst in einer problematischen Deutungskonkurrenz zur akademischen Fachdisziplin stehen.

In dieser Situation empfiehlt Lepsius eine Stärkung der »Expertenfunktion« der Soziologie: Ihre »unvermeidliche Professionalisierung« müsse sich auf »Qualifikationserhöhung der Soziologen als Soziologen richten, nicht auf eine plurale Qualifikation für eine Vielzahl von Berufsfeldern mit jeweils geringer soziologischer Kompetenz« (7). Als Kernfrage für die Entwicklung des Faches wird anders als in den ersten Nachkriegsjahrzehnten nicht mehr das Verhältnis der Soziologie zu ihren gesellschaftlichen Adressaten

bestimmt, sondern die nach wie vor defizitäre Ausgestaltung der Soziologie als einer eigenständigen empirischen Einzelwissenschaft. Um eine angemessene Institutionalisierung »als eine empirische Wissenschaft zur systematischen Dauerbeobachtung gesellschaftlicher Prozesse« (12) überhaupt annähernd leisten zu können, müsse die Soziologie künftig ihr Hauptaugenmerk auf die Forschung legen und die schon in den 1930er Jahren abgerissene Diskussion um die Grundlagen des Faches wiederaufnehmen. Eine »Erhöhung der Forschungskapazität und eine Verbesserung der Forschungsmethodologie« sollen verhindern, dass sich »die anwendungsbezogene Sozialforschung ganz aus dem Rahmen und der wissenschaftlichen Kontrolle der Soziologie [löst]« (10).

Lepsius identifiziert so die faktische Ausdifferenzierung von sozialwissenschaftlichen ›Anwendungsfeldern‹ – angefangen von der empirischen Auftragsforschung bis hin zur journalistischen Praxis – als ein Problem, das über die Implementierung von disziplininternen Kontrollfunktionen gelöst werden soll. Ins Zentrum rückt fortan das Verhältnis von Theorie und Empirie, das – wie die Resultate des Kasseler Soziologenkongresses veranschaulichen – einerseits irreduzibel theorien- und methodenplural gedacht werden soll, andererseits an einen an wissenschaftlichen Gütekriterien orientierten ›Leistungsvergleich‹ soziologischer Theorien gekoppelt wird, der helfen soll, »die Leistungsfähigkeit bzw. -schwäche von Theorien im Vergleich sichtbar zu machen« (Hondrich 1975: 19; vgl. auch Greshoff 2010). Dieser Diskussion kommt so zwar durchaus die Funktion zu, der vom Neomarxismus und der Studentenbewegung erschütterten westdeutschen Soziologie eine erneute gemeinsame Diskussionsgrundlage zu verschaffen.² Dass die von Lepsius angeregte Auseinandersetzung über die Grundlagen des Faches eine letztendlich unerfüllte Hoffnung auf wissenschaftlich gerechtfertigte und disziplinär anerkannte Standards bleibt, verwundert auch deshalb nur wenig, weil dieser Vorstoß trotz aller Rücksichten auf die segmentierte Struktur der westdeutschen Soziologie gerade kein Postulat für eine echte Theorien- und Methodenpluralität beinhaltet: Die als »notwendige Professionalisierung« verkaufte Suche nach disziplinenheitlichen Standards hätte in letzter Instanz auf ein disziplinverbindliches Forschungsprogramm hinauslaufen müssen, dessen Einlösung der Gründungsauftrag der Mannheimer ›Akademie‹ nun wieder fordert.

2 Offen bleibt allerdings, ob die beim Kasseler Kongress das erste Mal als solche benannte »neomarxistische Soziologie« ein Teil der notwendigen Professionalisierung der westdeutschen Soziologie bleibt oder lediglich eine diesem Anliegen widersprechende »Politisierung der Soziologie« (Neidhardt 1975: 431) betreibt. Dass die neomarxistische Soziologie dieser Zeit aus der Fachdiskussion im Prinzip verschwunden ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die in dieser Zeit weithin sichtbare und in Kassel noch völlig selbstverständlich auf Augenhöhe mit Luhmann, Habermas und Opp verhandelte Position Karl Hermann Tjadens nahezu vergessen ist. Sogar Richard Münch, der bei seinem Abschlussvortrag beim Göttinger Soziologiekongress 2018 die Verdienste der Theoriesektion unter der Leitung von Karl Otto Hondrich ausführlich würdigte, ließ Tjaden bemerkenswerterweise völlig unerwähnt.

2 Der ›Werturteilsstreit‹ 2018/19. Der Versuch einer Einordnung der gegenwärtigen Auseinandersetzung

Die in den 1970er Jahren beginnende Vorgeschichte des gegenwärtigen »Methodenstreites« gibt wichtige Hinweise für eine nähere Einordnung aktuellen Diskussionssituation in der deutschen Soziologie. Ob etwa die Mannheimer Initiative bereits etablierte Standards sozialwissenschaftlicher Forschung durch eine reduktionistische Variante von Sozialforschung unterläuft oder nur auf eine konsequente Umsetzung uneingelöster Professionalisierungsmaßstäbe dringt, ist auch deshalb nicht zu entscheiden, weil es aus guten Gründen niemals zu einer disziplinverbindlichen Ausformulierung solcher Standards gekommen ist. Interessant ist jedoch der Umstand, dass, allen fachpolitischen Verwerfungen der jüngeren Vergangenheit zum Trotz, die seinerzeit in der DGS forcierte ›Professionalisierungsinitiative‹ als eine gemeinsame Konsensgrundlage innerhalb des Faches bis heute weithin anerkannt bleibt. Dies verdeutlichen sogar Positionen im Bereich der soziologischen Theoriediskussion und qualitativen Sozialforschung, die die im Mannheimer Papier formulierte Professionalisierungsgrundlage vehement bekämpfen. In programmatischen Texten finden sich hier regelmäßig Formulierungen wie: »Theorie und Empirie bilden ein Begriffspaar und stehen sich seit der Etablierung des Fachs antithetisch gegenüber« (Kalthoff 2008: 8) oder: »Das Verhältnis von soziologischer Theorie und Empirie wurde bislang einzig anhand der Differenz Verifikation/Falsifikation konzipiert« (Lindemann 2008: 107) – und zwar ohne diese Unterscheidung als eine verbindliche methodologische ›Leitunterscheidung‹ einer ganzen Wissenschaftsdisziplin auch nur ansatzweise in Frage zu stellen. Wenn überdies die qualitative Sozialforschung im Zuge dieser Argumentationsstrategie zu einer Form der »theoretischen Empirie« stilisiert wird, die nicht nur »theoriegeleitet« ist, sondern ganz selbstverständlich »auf die empirisch angeregte Entwicklung theoretischer Konzepte [zielt]« (Hirschauer 2018: 155), dann wird der ›Professionalisierungsanspruch‹ standardisierter Sozialforschung sogar noch überboten.

Akzeptiert man damit aber die bei Lepsius vorgezeichnete ›Leitunterscheidung‹ von Theorie und Empirie als notwendige Voraussetzung einer wissenschaftlich arbeitenden Soziologie, stellt sich nicht nur die Frage nach ihrer »Passung« (Kalthoff 2008: 9). Vielmehr muss geklärt werden, was der Soziologie denn fortan als Theorie und als Empirie gelten soll. Hieran entzündet sich letztlich jener Streit, der wenigstens vordergründig in den Bahnen der Erkenntnis- und der Wissenschaftstheorie ausgetragen wird. Essers Position setzt in diesem Kontext durchschaubar an den Kernargumenten des Kritischen Rationalismus Popperscher Bauart an. Sein »Versuch [...], eine Brücke zwischen den Lagern herzustellen« (Esser 2018: 133), läuft letztlich darauf hinaus, einer »kreativ-konstruktivistischen Soziologie« (Esser 2018a: 257) die uneingestanden Prämisse ihrer eigenen Forschungspraxis vorzurechnen: Jedes Erkennen sei letztlich an implizit oder explizit vorgefasste Forschungshypothesen gebunden. Ist die Soziologie nicht bereit, sich auf die logischen Voraussetzungen ihres Tuns einzulassen, werden methodisch kontrollierte wissenschaftliche Erkenntnisse unmöglich. Eine im kritischen Rationalismus postulierte »Verbindung von Sinn, Verstand und Kausalität« (Esser 2018: 148) erfährt da-

durch Evidenz, dass sie ganz im Sinne Poppers auf das alltägliche Handeln von Individuen ausgedehnt wird. In der Pragmatik des Problemlösens sollen bereits alle Aspekte des wissenschaftlichen Handelns eingelassen sein – mit dem Unterschied, dass diese in den Wissenschaften »immer bewußter entwickelt wird« und so »die charakteristischen Züge einer ›wissenschaftlichen Methode‹ anzunehmen [beginnt]« (Popper 1965a: 263). Die Beziehung von Theorie und Empirie erschließt sich dementsprechend idealtypisch in einer auf experimentell überprüfbar wahr/falsch-Aussagen zugeschnittenen Formulierung von Forschungshypothesen, die kausale Beziehungen zwischen mindestens zwei Größen herstellen sowie allgemeine Gesetzaussagen und einschränkende Bedingungen enthalten müssen. Auch wenn alle wissenschaftlichen Erklärungen auf »stets unsichere[n], auf empirischen Umständen beruhende[n] Hypothese[n]« (Esser 2018a: 256) gründen, soll ein auf Wiederholbarkeit und Generalisierung geeichtes experimentelles Vorgehen hier gewissermaßen ein schmales Tor zu einer jenseits vom Forscher und Forschungsprozess bereits bestehenden ›Realität‹ öffnen. Gegenüber diesem im menschlichen Handeln selbst schon verorteten Schema des deduktiven Schließens fehle einer mit bloßen »Beschreibungen und begrifflichen Etiketten« hantierenden ›kreativ-konstruktivistischen‹ Soziologie schlicht der analytische »Kern« (255).

Esser stellt in diesem Zusammenhang nicht zufällig Vergleiche zwischen qualitativer Sozialforschung und einer auf Techniken des Beschreibens und Klassifizierens gerichteten Form von vorwissenschaftlicher Naturkunde an (vgl. 254) – Forschungstraditionen, die im Rahmen eines ›qualitativen Paradigmas‹ zum Teil ausdrücklich positiv besetzt sind (vgl. etwa Blumer 1973: 124) und auf die auch Hirschauer direkt Bezug nimmt, wenn er der standardisierten Sozialforschung vorwirft, an Stelle einer irgendwie mit Substanz gefüllten Soziologie eine bloß inhaltsleere »positivistische Doxa von der Einheitswissenschaft« (2018: 157) zu postulieren. Heruntergerechnet auf ein Tableau sozialwissenschaftlicher Disziplinen könnte nämlich eine solche Soziologie bestenfalls an in der zeitgenössischen Sozialpsychologie und Ökonomie gängige Verfahrensweisen anknüpfen. Mit verstehenden und beschreibenden Verfahren operierende Disziplinen wie Geschichtswissenschaft oder Ethnologie, »die auf ähnlich unspezialisierte Weise wie die Soziologie allgemeine Wissenschaften von der Gesellschaft sind« (157), blieben für eine Sozialwissenschaft Esserschen Zuschnitts hingegen ein Buch mit sieben Siegeln.

Auch Hirschauers Argumentation läuft darauf hinaus, uneingestandene methodologische Prämissen der Gegenposition zu explizieren: Weniger die »Realitätsnähe«, sondern die prinzipiell kreative Fähigkeit zur Abstraktion und »Maximierung von Artifizialität« begründe die »Leistungsfähigkeit der standardisierten Sozialforschung« (160). Diese Prämisse müsse sogar auf die von Esser fetischisierten Naturwissenschaften ausgedehnt werden, in denen die Natur in zutiefst kulturabhängigen Messverfahren »apperativ ›zum Sprechen gebracht‹ [wird]« (Hirschauer 2008: 182). Wissenschaftliche Realitätsfeststellungen lassen sich demzufolge überhaupt nicht von einer sozialen Praxis trennen, in der »Behauptungen als Tatsachen historisch durchgesetzt« werden (Hirschauer 2018: 160). Dass dieser Zusammenhang von wissenschaftlichen Wahrheiten und machtförmig ausgestalteten sozialen Praktiken nicht in den Blick der standardisierten Sozialforschung gerät, ermögliche ihren »mannhaften Objektivitätsethos« (155) und verstelle den Blick

auf »die hochgradige Schließung« (153) eines bestimmten Milieus männlich dominierter Sozialforschung.

Man kann Hirschauers Kritik jenseits aller Polemik als ein zugespitztes Plädoyer für eine wissenssoziologische oder gar ›kulturrelativistische‹ Situierung wissenschaftlicher Arbeit lesen (vgl. Popper 1969: 108). Sie läuft auf das für den kritischen Rationalismus letztlich skandalöse Eingeständnis hinaus, dass die Produktion wissenschaftlicher Wahrheiten gar nicht kontextunabhängig gedacht werden kann und sich sogar die Soziologie selbst »aus keinem ihrer Milieus mehr für alle verbindlich beschreiben [lässt]« (Hirschauer 2018: 163). Gegen einen leeren Erfahrungsbegriff setzt Hirschauer (2008: 171) einen »Elementarsinn von ›Empirie‹«, der als »Erweiterung eines persönlichen Erfahrungshorizonts« in den Kulturwissenschaften selbstverständlich anerkannt sei und als »ethnologische oder historische *Kennerschaft*« bezeichnet werden kann. Wissenschaft wird in diesem Zusammenhang auch als eine »detektivische Tätigkeit« beschrieben, die »Tüftelei«, »Findigkeit« und »kombinatorischen Witz« (175f.) verlangt. Sogar ›grand theories‹ sind hier nichts Anderes als »situiertes Wissen« (172). Wissenssoziologisch gewendet liegt die Aufgabe einer ›selbstreflexiven‹ Soziologie weniger in der Feststellung möglichst verallgemeinerbarer Wahrheiten, sondern in der Entwicklung eines »sozialen Sinns« (Bourdieu) für ihren eigenen Ort und ihre jeweilige Begrenztheit.

Dass diese Diskussion längst nicht nur in den eng begrenzten Bahnen philosophischer Methodenkritik und Erkenntnislogik verläuft, deutet sich zumindest dann an, wenn Esser und Hirschauer ihre jeweiligen Überlegungen auf bestimmte theoretische Prämissen zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialer Praxis zurückbeziehen. Das von Esser verteidigte Prinzip deduktiven Schließens findet Halt in einem Modell methodisch fundierter Kritik, das nicht zuletzt Popper (1969: 112) selbst an das Bestehen eines sozialen Raumes der »gegenseitigen Kritik, der freundlich-feindlichen Arbeitsteilung der Wissenschaftler, ihres Zusammenarbeitens und ihres Gegeneinanderarbeitens« knüpft. Die »regulative Idee der Wahrheit« (116), die in einem institutionell autonomen Feld wissenschaftlicher Kritik entfaltet werden soll, erinnert nicht von ungefähr an die sozial voraussetzungsreiche Idee »herrschaftsfreier Kommunikation« im Sinne von Habermas³: Sie ist in einem hohen Maße abhängig von der Existenz eines ›freien Marktes‹ der Meinungen, pluralistischen Institutionen und einer toleranten Staatsraison – kurz: von der Existenz einer ›offenen‹ bzw. liberalen Gesellschaft.

Der von Hirschauer gegenüber Esser erhobene Vorwurf der ›Machtblindheit‹ des Kritischen Rationalismus, die in Kombination mit der Forderung einer genuinen ›Praxistauglichkeit‹ wissenschaftlicher Ergebnisse sogar in einen machtaffinen Technokratismus münden soll, kann sich durchaus auf dieser Position zugrundeliegende Idealisierungen berufen: Eine ›wissenschaftliche Gemeinschaft‹ von ›Gleichen‹, die in einem wechselseitigen Verhältnis von Kritik und Gegenkritik stehen, existiert streng genommen nur dort,

3 Dieser Zusammenhang ist außerdeutschen Beobachtern des Positivismusstreits nicht entgangen: »Reason for Habermas as for Popper, becomes primarily a phenomenon of methodological criticism: ›by identifying our mistakes,‹ Habermas proposes, ›we can correct our failed attempts.‹» (Giddens 1985: 99; zur internationalen Rezeption vgl. Strubenhoff 2017).

wo eine vollkommene Einsichtigkeit und Austauschbarkeit der jeweiligen Standpunkte bereits erreicht ist. Damit abstrahiert der Kritische Rationalismus aber nicht nur von den vorherrschenden sozialen Ungleichheitsstrukturen an Universitäten und Forschungseinrichtungen.⁴ Wesentlich gravierender fällt der keineswegs triviale Umstand ins Gewicht, dass sogar die ›Logik‹ der exakten Wissenschaften einer durchweg voraussetzungsreichen didaktischen Vermittlung und Weitergabe von Erkenntnissen und Forschungstechniken bedarf (vgl. Althusser 1985: 48). Terminologien und Fachsprachen sind auch dann, wenn sie die Forderung größtmöglicher Transparenz, Nachvollziehbarkeit und Widerspruchsfreiheit erfüllen, keineswegs unmittelbar einsichtig. Dieses konstitutive ›Wissensgefälle‹ begünstigt nicht zuletzt in den Sozialwissenschaften die Institutionalisierung von generational geordneten Forschungstraditionen und Schulzusammenhängen, die wissenschaftsgeschichtlich als auf kognitive Aspekte der Wissensproduktion nicht zu reduzierende soziale und diskursive Formationen rekonstruiert werden müssen (vgl. Moebius 2018; Peter 2015).

Auf diesen Punkt zielt nun auch Hirschauers Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung: Ihre Vorgehensweisen sind »nicht standardisierte Verfahren« (Hirschauer 2008: 180), weil in ihnen eine grundlegende Asymmetrie von Erfahrung vorausgesetzt ist, die eine Nichtaustauschbarkeit von Sprecherpositionen innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses bedingt. Statt beliebig reproduzierbarer Verfahrensweisen kennt qualitative Forschung »Faustregeln, Vorsichtsmaßnahmen gegen Kunstfehler, strategische Empfehlungen, ein paar gute Kniffe und Kunstlehren, Know-how, tricks of the trade, sinnvolle Schrittfolgen und einige regulative Maximen« (181). Ihre von Hirschauer unterstrichene Verbindung zu den historischen Geisteswissenschaften rechtfertigt sich aus einer dem ›Meister-Gesellen-Prinzip‹ entlehnten quasi-handwerklichen Vermittlung von Wissen und Erfahrung. Statt in beliebig übertragbaren methodischen Prinzipien aufzugehen, tragen die Erkenntnisse der qualitativen Forschung erkennbar den Stempel je spezieller sozialer Situationen und Autorschaften: »Denn der qualitative Empirismus ist kein Faktismus, sondern ein Partikularismus. Es geht ihm nicht darum, was der Fall ist, sondern darum, was genau dieser Fall ist« (184f.). Hirschauer spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von »den ›Disziplinen‹ der Soziologie (im Sinne Foucaults)«, in denen »Theorien wie Methoden« die Funktion einer »Sicherung disziplinärer Kommunikation« zukommt (178). In einer solchen Soziologie geht es primär um die Entwicklung eines möglichst präzisen Sensoriums für die Vielstimmigkeit moderner Gesellschaften: »[D]ie zeitgenössische Soziologie ist ein polyzentrisches Fach, sie ist – wie die Gesellschaft – polyzentrisch geworden« (Hirschauer 2018: 163).

Die Frage, ob der mit diesem Satz verbundene Erkenntnisanspruch tatsächlich eingelöst werden kann oder ob nicht auch die Erkenntnisse der qualitativen Sozialforschung ›erfahrungsmäßig‹ an ein bestimmtes universitäres ›Milieu‹ gebunden sind, bleibt so je-

4 So wirft etwa der mit den Verhältnissen an westdeutschen Universitäten bestens vertraute ›Remigrant‹ Adorno Popper vor, dass der Vorstellung einer ›wissenschaftlichen Gemeinschaft‹ von ›Gleichen‹ eine Idealisierung anglo-amerikanischer Wissenschaftstraditionen zugrunde liege und es dagegen gerade in Deutschland »durchaus an einer kritischen Tradition [fehlt]« (Adorno 1965a: 37; zur Situation der westdeutschen Nachkriegssoziologie vgl. Römer/Schäfer 2018).

doch ein offenes Problem, das etwa die Wissenssoziologie von Beginn an beschäftigt hat.⁵ Dies veranschaulichen auch die von Hirschhauer hervorgehobenen Bezüge der qualitativen Forschung zu geistes- und kulturwissenschaftlichen Traditionslinien: Gerade die deutsche Universität des 19. Jahrhunderts, an der der historischen Nationalökonomie, der Germanistik und der Volkskunde ein zentraler Ort zur gesellschaftlichen ›Selbstbeobachtung‹ eingeräumt wird, erweist sich als historisches Paradebeispiel einer sich selbst reproduzierenden bürgerlichen »Bildungselite«, die in einem weitgehend geschlossenen sozialen Milieu dem »Ideal der ›reinen‹ und praxisfernen Wissenschaft« (Ringer 1987: 103) anhängt und mit dieser vorgeblich unpraktischen und unpolitischen Haltung zugleich ihr »typisches Arrangement mit den Herrschenden [...] im Begriff des Kulturstaa-tes idealisiert« (109).

3 ›Dialektische‹ oder ›analytische‹ Sozialwissenschaft? Zur Aktualität einer unbeantworteten Frage des Positivismusstreits

Begreift man die Kontroverse zwischen Esser und Hirschauer einzig als Fortsetzung einer langen Tradition des »Methodenstreits« innerhalb der Soziologie, wird man in dieser Auseinandersetzung kaum mehr als eine Verfestigung bekannter wissenschaftstheoretischer Grundpositionen erkennen. Ob die Soziologie als eine ›erklärende‹ Wissenschaft zu begründen ist oder ob sie in den Rahmen der an deutschen Universitäten vertretenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen passt, ist für die deutsche Soziologie an der Wende zum 20. Jahrhundert allerdings noch eine geradezu existenzielle Frage. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wird diese die akademische Soziologie bis in die 1930er Jahre noch beherrschende Problemstellung durch Fragen einer anwendungsbezogenen Praxis der Sozialwissenschaften immer deutlicher überlagert. Erst im Positivismusstreit verschiebt sich der Akzent zurück auf die theoretische Begründung der Sozialwissenschaften, die nun gewissermaßen im Nachgang zur Institutionalisierung des Faches und unter Einbeziehung der modernen Wissenschaftstheorie geleistet werden soll.⁶ Ob diese Kontroverse »durch die wissenschaftstheoretische Präzisierung [...] das Eigenverständnis der Soziologie vor dem Eintritt in die Periode der Studentenbewegung und des politisierten Kulturprotestes« (Lepsius 1975: 6) tatsächlich schärfen konnte, bleibt allerdings eine offene Frage. Bereits in Adornos bilanzierender Einleitung zu dem Ende der 1960er Jahre publizierten Diskussionsband findet sich ein ernüchterndes Fazit, das eine Fixierung der De-

5 Karl Mannheim behandelt dieses Problem bekanntlich im Rahmen einer Intellektuellensoziologie. Die Figur des Intellektuellen verweist hier auf ein »sozialgeistige Mitte im historischen Geschehen« (Mannheim 1952: 221), kann jedoch in modernen, polyzentrisch strukturierten Gesellschaften gerade nicht mehr nach dem Modell einer auf ein bestimmtes Milieu beschränkten, ›sinnstiftenden‹ religiösen Elite gedacht werden.

6 Die Geschichte des Positivismusstreits kann hier nicht nacherzählt werden. Streng genommen müsste er im Zusammenhang mit anderen, weniger beachteten Kontroversen innerhalb der westdeutschen Nachkriegssoziologie – insbesondere den Streit um den ›Homo Sociologicus‹ – rekonstruiert werden (vgl. Fischer 2010, 2015; Römer 2017).

batte auf wissenschaftstheoretische Fragen bei mangelnder »Vermittlung zur Soziologie« (Adorno 1969: 8) konstatiert.

Mit dieser Feststellung verbindet sich jedoch auch ein bis heute kaum mehr beachteter Vorschlag für eine Weiterentwicklung, der die Diskussion aus den Bahnen eines »Methodenstreits« befreien sollte und insofern wichtige Hinweise für die aktuell festgefahrene Debatte bieten könnte. Adorno geht es nämlich weniger um eine methodologische Fundierung der Sozialwissenschaften durch eine wie auch immer geartete Wissenschaftskritik. Stattdessen schlägt er vor, den umgekehrten Weg einer gesellschaftstheoretischen Deutung der Wissenschaftstheorie zu beschreiten. Dies hat auch direkte Konsequenzen für die von Adorno selbst in Spiel gebrachte Interpretation der Popperschen Wissenschaftskonzeption. Die Logik des deduktiven Schließens wird in Kategorien der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie reformuliert: Analog zu der für den kapitalistischen Warentausch konstitutiven »Reduktion« von gebrauchswertförmig strukturierter, lebendiger menschlicher Arbeit auf gleiche, gegeneinander austauschbare Produkte setzt die formale Logik eine Gleichartigkeit der betrachteten Gegenstände in den Sozialwissenschaften unmittelbar voraus. Vergleichbar mit den von der klassischen Politischen Ökonomie als *Waren* indizierten Gegenständen des ökonomischen Austauschs abstrahiert sie dementsprechend von der prinzipiellen Verschiedenheit der jeweils klassifizierten menschlichen Attribute und Dingeigenschaften.⁷

Die vom »logischen Positivismus«⁸ vorgenommenen »Reduktionen« werden so nicht mehr nur als logisch nachvollziehbare und kritisierbare Abstraktionen einer empirisch arbeitenden Einzelwissenschaft, sondern als Ausdruck einer die Wissenschaft als »gesellschaftliches Produktionsverhältnis« (12) übergreifenden »Realabstraktion« gedeutet. Vor diesem Hintergrund interessiert sich Adorno kaum noch für die wahrheitstheoretischen Grundprobleme der modernen Wissenschaftstheorie, die bis heute etwa die Auseinandersetzungen zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung prägen. Stattdessen versucht er, die Aufmerksamkeit auf die jeweils historisch variierende Funktion soziologischer Erkenntnis im Prozess der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zu lenken:

»Ob sie [die Soziologie, Anm. O. R.] als Wissenschaft die Gesellschaft in ihrer je funktionierenden Gestalt zu erhalten habe, so wie es von Comte bis Parsons tradiert ward, oder ob sie aus der gesellschaftlichen Erfahrung heraus zur Veränderung ihrer Kernstrukturen drängt, das determiniert in alle Kategorien hinein die Wissenschaftstheorie und wird darum wissenschaftstheoretisch kaum zu entscheiden sein.« (79)

Insofern erscheint es von vornherein fraglich, die Position Adornos auf das Problem einer eigenständigen »wissenschaftslogischen« Begründung der Sozialwissenschaften im Rahmen einer »»dialektische[n]« Logik« (Esser 1993: 49) festzulegen und darin eine der analytischen Wissenschaftstheorie unmittelbar entgegengesetzte »Logik« des Schließens

7 Zu Adornos »Kritik der Politischen Ökonomie« vgl. ausführlich Braunstein (2011).

8 Dass Adorno mit der Bezeichnung »logischer Positivismus« sehr großzügig umgeht, hat ihm unter anderem Albert (1969) zurecht vorgeworfen. Die Auseinandersetzung müsste hier nicht nur zwischen den Positionen Rudolf Carnaps und Poppers, sondern auch zwischen der analytischen und der konstruktiven Wissenschaftstheorie in der Tradition Paul Lorenzens deutlich unterscheiden.

zu vermuten (vgl. Popper 1965a). Allerdings bleibt Adornos Positionierung in der Debatte mit Popper zugegebenermaßen so vage, dass es sogar in der Tradition der Kritischen Theorie zu einem anhaltenden Rätselraten über das hier avisierte Verhältnis von Dialektik und empirischer Sozialwissenschaft kommt. So hat etwa Wolfgang Bonß (1983: 204) Adornos programmatische Bemerkungen zu einer »dialektischen Sozialforschung« begründungslogisch und forschungsstrategisch zu explizieren versucht. Die prinzipiellen Probleme der Position Adornos macht Bonß am ungeklärten Verhältnis von Philosophie und Einzelwissenschaft fest: Während die Kritische Theorie nämlich in den 1930er Jahren noch mit dem klaren Anspruch antritt, das Verhältnis von Sozialphilosophie und empirischer Wissenschaft wissenschaftsorganisatorisch und forschungspraktisch neu zu bestimmen, den empirischen Wissenschaften jedoch einen eigenständigen Wahrheits- und Geltungsanspruch neben der Philosophie einräumt (vgl. Dubiel 1978), bleibt in den späten Äußerungen Adornos vollkommen unklar, ob ein hier angedachtes Programm »dialektischer Sozialforschung« als direkter Gegenspieler oder notwendige Erweiterung »erfahrungsloser« standardisierter Forschung zu verstehen ist.

Bonß (1983: 217) entscheidet sich für »die kritische Sozialforschung als einen eigenständigen Wissenschaftstypus«, der auf der Ebene eines »nicht-technischen Rätselkonzept[es]« ein »experimentelles Austesten theoretischer Entwürfe« (206f.) ermöglichen soll. Wenn er schreibt, dass die Ergebnisse solcher Forschung den »Charakter ›offener‹ Interpretationsangebote« (215) haben, dann ist damit allerdings ein Typus von Empirie gemeint, der sich von bekannten Verfahren interpretativer Sozialforschung kaum unterscheidet. Einzig die auf diesem Wege erzeugten empirischen »Sachverhalte« sollen nicht mehr im Sinne ethnographischer »Tatsachenforschung« bloß akzeptiert, sondern überdies als soziale Effekte und Rückwirkungen empirischer Forschung in den Forschungsprozess miteinbezogen werden. In den Erkenntnissen solcher Sozialforschung schwingt wesentlich der Appell mit, das eigene Handeln als einen in sich »widersprüchlichen« Aspekt der Sozialwelt zu erfassen. Ihr Erfolg bemisst sich fortan nicht mehr an der Produktion und Reproduktion methodisch nachvollziehbarer »wahrer« Tatsachenfeststellungen, sondern an der Frage, ob es gelungen ist, das »subjektive Leiden an der Geschichte« in eine »Ahnung möglicher Nicht-Entfremdung« (209) und potentieller Gesellschaftsveränderung zu übersetzen.⁹

An eine solche Lesart der Überlegungen Adornos schließen sich nun mehrere kritische Fragen an: Zunächst ist zu überlegen, ob die Resultate standardisierter Sozialforschung nicht vergleichbare »kritisch-performative« Effekte bei sozialen Akteuren erzeugen können. Zurecht bemerkt etwa Esser (1993: 49), dass »reale Widersprüche wie Kon-

9 Bonß steht mit dieser Interpretation der Position Adornos im Rahmen eines »qualitativen Paradigmas« keineswegs allein. Bereits in der Folge der Studentenbewegung werden Adornos Äußerungen im Positivismusstreit aufgenommen, um ein »messfetischistisches Methodenverständnis« (Ritsert 1971: 8) in den Sozialwissenschaften zu kritisieren. Verloren geht dabei aber allerdings der Bezug zu einer von den 1930er bis in die 1950er Jahre reichenden Linie empirischer Sozialforschung in der Tradition der Frankfurter Schule. Auch die Aufarbeitung der Geschichte der Frankfurter Schule entdeckt die in dieser Zeit bestehenden Beziehungen zur »standardisierten« Sozialforschung erst allmählich wieder (vgl. hierzu insb. Fleck 2007; Ziege 2009).

flikte, Klassenkämpfe, latente Gegentendenzen« ohne allzu große Schwierigkeit auch in den »widerspruchsfreien Sätzen« der formalen Logik formuliert und dennoch als solche von sozialen Adressaten verstanden werden können. Die Frage, ob soziale Effekte sozialwissenschaftlicher Forschung also methodisch kontrolliert, wissenssoziologisch reflektiert oder gar politisch forciert werden sollen, sagt an sich noch nichts über die kritischen oder apologetischen Funktionen aus, die unterschiedliche ›Typen‹ von Sozialwissenschaft in der sozialen Praxis potentiell übernehmen.

Nicht weniger bemerkenswert ist, dass sich bei Adorno selbst Aussagen finden, in denen die Verfahren der Meinungs- und Umfrageforschung zu einem der ›verstehenden Soziologie‹ gegenüber überlegenen, potentiell kritischen Medium gesellschaftlicher Selbsterkenntnis stilisiert werden: In einer klassengespaltenen Gesellschaft drücke sich bereits in der Forderung nach einer methodischen Gleichbehandlung aller Individuen eine »gespannte Nichtidentität von Wesen und Erscheinung« (Adorno, 1969: 44) aus. Gerade der standardisierten Sozialforschung komme so ein gleichsam erzieherisches wie utopisches Potential zur Schärfung eines widerständigen Bewusstseins zu: Sie erinnere an die im Kapitalismus stets vorausgesetzte *formale* Gleichheit der miteinander austauschenden Personen und damit auch an die uneingelösten Gleichheitsversprechen der bürgerlichen Aufklärung, die in einer auf ökonomischen Monopolen beruhenden und menschliche Bedürfnisse ›kulturindustriell‹ manipulierenden Gesellschaft außer Kraft gesetzt blieben.

Wenn Adorno außerdem festhält, dass sich in der als »Tauschgesellschaft« (2003: 301) apostrophierten spätkapitalistischen Gesellschaft vermittelt über die »Abstraktheit des Tauschwertes« eine »Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere« (1969: 44) vollziehe, wird unmittelbar deutlich, dass die Kritische Theorie der Frankfurter Schule eine Theorie kapitalistischer Vergesellschaftung entwickelt, die die von Popper einzig für den Bereich der wissenschaftlichen Wahrheit ausgewiesene Logik des deduktiven Schließens auf gesellschaftliche Verhältnisse insgesamt überträgt (vgl. auch Horkheimer 1974). Sowohl eine an den Verfahren der formalen Logik orientierte ›Gesetzeswissenschaft‹ als auch der am ›liberalistischen Modell‹ der Gleichheit orientierte Warentausch unterstellen eine Logik der Gleichartigkeit der jeweils betrachteten Gegenstände – oder präziser formuliert: sie stützen die Geltung ihrer Aussagen auf Äquivalenzformeln, die unterstellen, dass unterschiedliche Träger besonderer Eigenschaften (*Arten*) unter eine ihnen übergeordnete Abstraktionsklasse (*Gattung*) subsumiert werden können.

Derartige Äquivalenzbeziehungen finden sich schon in den von Marx untersuchten ökonomischen Rechengleichungen. Formeln wie »1 Elle Leinwand = 2 Pfund Kaffee, 1 Elle Leinwand = ½ Pfund Tee [...], 1 Elle Leinwand = usw.« (Marx 1971: 32) behaupten, dass unterschiedliche *Arten* von Gebrauchswerten unter einer alle diese Arten umfassenden *Gattung*, den Tauschwert, subsumierbar sind. Dargestellt wird dieser Tauschwert in einer Reihe von einfachen Wertgleichungen, in denen die Größe »1 Elle Leinwand« als *allgemeines Äquivalent* aller weiteren Waren fungiert. Marx spricht in diesem Zusammenhang auch von der »*allseitige[n] Aktion* aller Waren auf sie. [...] indem alle Waren ihrem Tauschwert in einer besonderen Ware messen, wird die ausgeschlossene adäquate Dasein des Tauschwertes, sein Dasein als allgemeines Äquivalent« (33). Eine solche »be-

sondere Ware« ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft natürlich das Geld, dessen historische Entstehung Marx nun in einer genetischen Theorie nachzuweisen versucht: Von Geld als einem *allgemeinen Äquivalent* und einer »ausschließlichen Geldware« kann erst unter entwickelten marktförmigen Austauschbeziehungen geredet werden – also einer *allseitigen* Beziehung *aller* Waren aufeinander, die Marx auch als *entwickelte Warenform* bezeichnet.

Von der von Adorno unterstellten ›Subsumtion‹ aller besonderen Gebrauchswerte unter die allgemeine ›Gattung‹ des Tauschwertes kann hier allerdings keine Rede sein. Vielmehr tritt das Geld im wirklich vollzogenen kapitalistischen Austausch zwischen dem Käufer und dem Verkäufer einer Ware an zwei Stellen einer insgesamt dreistelligen Relation auf: nämlich als ein *allgemeines Äquivalent* aller auf dem Warenmarkt potentiell verfügbaren Waren (=) und zugleich als ein *besonderer* ›Wertträger‹ (*messende Größe*), der im Vollzug des Austauschs mit einem besonderen Gebrauchswert gleichgesetzt wird (*bemessene Größe*).¹⁰

Welche Implikationen diese Überlegungen für das Verhältnis von Analytik und Dialektik sowie für eine allgemeine Theorie der Wissenschaften haben, hat insbesondere der Ost-Berliner Philosoph Peter Ruben herausgearbeitet. Der von Adorno vorgenommenen

10 Formal lässt sich diese Beziehung folgendermaßen darstellen: $w =_g g$, womit behauptet ist, dass eine Ware w über denselben Wert v wie das Geld g verfügt. Die Größen w und g werden von Marx dabei *zugleich* als nicht aufeinander zu reduzierende Momente der Wertbeziehung behandelt: Als eine den Tauschwert der Ware w *bemessende* Größe drückt die Größe g innerhalb dieser Gleichung die Wertbeziehung als *Äquivalentform* aus. Sie ist einerseits besondere Wertgröße (ein besonderes Quantum an Geld; ›Geldware‹), andererseits ein allgemeines Äquivalent, in dem sich alle auf dem Warenmarkt *potentiell* verfügbaren Gebrauchswerte reflektieren (=). In der Größe w drückt sich hingegen die Wertbeziehung als *relative Wertform* aus. Sie stellt die vermittelt eines allgemeinen Äquivalents *bemessene* Wertgröße dar. w und g sind insofern notwendig verschiedene Gebrauchswerte (der Gebrauchswert des Geldes als Tauschmittel *und* der Gebrauchswert der Ware als Lebensmittel), die sich erst in der konkret-allgemeinen Beziehung aufeinander – nämlich einem wirklich vollzogenen Austausch zwischen Personen – in Waren, d.h. tatsächlich realisierte Tauschwerte, ›verwandeln‹ (vgl. hierzu Ruben 1978a: 107 ff.). Der Irrtum der klassischen politischen Ökonomie, den Marx nun kritisiert, ist eine Verwechslung von auf der Basis theoretischer Abstraktionen gewonnenen ökonomischen Tauschgleichungen mit der Faktizität von Tauschhandlungen. Die ›Subsumierung‹ der Gebrauchswertseite (*Art, Verschiedenheit*) unter die Tauschwertseite (*Gattung, Einheit*) ist als eine Abstraktion zu verstehen, die erst auf der Ebene einer bestimmten Wissenschaft, der Politischen Ökonomie als einer rechnenden und messenden Disziplin, zustande kommt. Sie ist jedoch keineswegs mit der von Adorno (2003: 302) behaupteten rücksichtslosen kapitalistischen »Produktion als Selbstzweck« zu verwechseln – also einer *faktischen* Dominanz des Tauschwertes über die Gebrauchswertseite. Vielmehr modelliert die Politische Ökonomie in ihren Gleichungen idealisierte Akte des Warentausches, die ein kalkulatorisches Szenario für *mögliche* zukünftige, aber noch keineswegs *wirklich* vollzogene Tauschakte darstellen. Dort, wo allerdings etwa von diesen ›rein‹ theoretischen Beziehungen ›philosophisch‹ auf die ›Natur‹ des Austausches in menschlichen Gemeinwesen geschlossen wird, kommt es zu einer Verwechslung des Abstrakten mit dem Konkreten – also etwa einer Reduktion der in ökonomischen Theorien unterstellten Äquivalenzbeziehungen auf einen als allgemein gesetzten Tauschwert wie etwa Geld. Derartige Reduktionen sind für die Kalkulation zukünftiger ökonomischer Tauschhandlungen unabdingbar, sie verraten aber noch nichts über die Wirklichkeit des Austauschs (vgl. Weingarten 2012: 247 ff.).

Gleichsetzung von formaler und kapitalistischer (Verwertungs-)Logik begegnet Ruben zunächst mit einem historischen Argument: Die Entstehung der modernen Logik ist datiert auf das 20. Jahrhundert. Die ganze klassische bürgerliche Philosophie hingegen, in deren Tradition bekanntlich auch Marx steht, behandelt die Logik auf der Höhe ihrer Zeit »als Theorie der Begriffe, Urteile und (syllogistischen) Schlüsse« (Ruben 1978a: 102). Die formale Logik kennzeichne sich dagegen dadurch, dass sie »von allem Inhalt abstrahiere«, indem sie »Sätze im ganzen Ausdruck durch *Variable* ersetzt, sie also als *Konstanten* behandelt, für die Variablen A, B, ... eingesetzt werden können« (102). Was Marx und die klassische bürgerliche Philosophie hingegen kennen, ist »die Sprache der rechnenden und messenden Wissenschaft« (103).

Die behauptete Beziehung zwischen formaler Logik und Marxscher Wertformanalyse greift so betrachtet erst unter der Voraussetzung einer genetischen Theorie der Logik, die Ruben selbst im Anschluss an die von Marx im *Kapital* vorgenommene Analyse der Wertform wenigstens in Umrissen skizziert: Wenn die Logik im Bereich der Wissenschaft – ähnlich wie das Geld im Bereich des Wirtschaftens – ein historisch spätes Produkt ist, dann kann eine allgemeine Theorie der Wissenschaften nicht mehr aus einer Identifikation unterschiedlicher Fachsprachen der Wissenschaften mit der formalen Logik deduziert werden. Vielmehr muss die Logik selbst als ein Produkt bereits vollzogener Akte des wissenschaftlichen Messens und Vergleichens – oder anders formuliert: der in den Wissenschaften *tatsächlich* geleisteten Arbeit – verstanden werden.¹¹

Doch wie ist die tatsächlich geleistete Arbeit in den Wissenschaften selbst zu verstehen? Ruben (1976: 11) bezieht sich hier auf die bei Marx entwickelte Unterscheidung zwischen *allgemeiner* und *gemeinschaftlicher* Arbeit. Gemeinschaftliche Arbeit bezeichnet die materielle Produktion »quantitativ bestimmte[r] Gegenstände oder Gegenstandseinheiten, die ein gewisses materielles Bedürfnis in der physischen Reproduktion des Menschen befriedigen« (16), allgemeine Arbeit hingegen eine Arbeitstätigkeit, die der Möglichkeit nach *nicht* im unmittelbaren Konsum von Arbeitsprodukten erlischt. Solche in den Wissenschaften produzierten, nicht für den unmittelbaren Konsum bestimmten Gegenstände sind *Modelle*. Wie Ruben bemerkt, kommen Modellen im Prozess des wis-

11 Im Gegensatz zur modernen Wissenschaftstheorie geht es Ruben nicht um die ›Logik der Wissenschaft‹, sondern um die ›Wissenschaft der Logik‹ (im Sinne Hegels): Indem die Logik die von ihr unterstellten Größen als voneinander isolierbare und ersetzbare Variablen behandelt, stellt sie *zugleich* Beziehungen zwischen diesen Größen her. Damit enthalten auch die vermeintlich widerspruchsfreien Sätze der modernen Logik bereits Widersprüche, die zu explizieren Aufgabe einer besonderen philosophischen Wissenschaft – der Dialektik – ist. So betrachtet lässt sich gerade *nicht* von einer der formalen Logik unmittelbar entgegengesetzten ›dialektischen‹ Logik (etwa im Sinne eines kalkulatorischen Schlussverfahrens) reden. Auch ist die Dialektik keine Wissenschaft, die sich etwa beliebig in empirische Einzelwissenschaften (z.B. eine ›dialektische‹ Sozialwissenschaft) auflösen ließe, sondern eine »Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang« (Ruben 1978: 52), die auf die *Einheit* der in den empirischen Wissenschaften getroffenen *Unterscheidungen* reflektiert: »Konkrete Zusammenhänge sind die Gegenstände der Dialektik« (57). Dialektik setzt insofern die Logik und die empirischen Wissenschaften sogar ausdrücklich voraus. Sie ist – wie Adorno (1969: 15) bereits im Positivismusstreit völlig richtig bemerkt hat – »keine von ihrem Gegenstand unabhängige Methode«.

senschaftlichen Arbeitens zwei entscheidende Eigenschaften zu: Sie übernehmen erstens im Prozess des Messens und Vergleichens die Funktion von »Urbildern« oder »Originalen«: »Die einfachsten in der Wissenschaft bekannten Urbilder sind die Etalons, d.h. die normativ fixierten Maßeinheiten, die interessierende Eigenschaften (Einheitsgrößen) darstellen oder abbilden« (25). Und sie kennzeichnen sich zweitens durch den Umstand der »Ersetzbarkeit (Austauschbarkeit) durch *gleichwertige* Sachverhalte« (25). Modelle sind – analog zum Geld im ökonomischen Austausch – *messende* Größen, die im Vollzug der wissenschaftlichen Arbeit auf zu *bemessende* Gegenstände bezogen werden. Versteht man Wissenschaft mit Ruben nun als eine Form der allgemeinen Arbeit, so rückt das Modell in die Position eines *Arbeitsmittels*. Vergleichbar mit den Werkzeugen im ökonomischen Produktionsprozess tritt es *zwischen* den Produzenten (Wissenschaftler*in) und den zu produzierenden Gegenstand. Dieser Gegenstand ist hier allerdings kein materielles Endprodukt mehr, sondern ein im Vollzug der Messung hervorgebrachtes neues Modell – also (ein prinzipiell ersetzbares) Arbeitsmittel weiterer wissenschaftlicher Vollzüge.

Obwohl Ruben nun mit dem Kritischen Rationalismus der Popper-Richtung die Intention einer Theorie der messenden und vergleichenden Wissenschaften teilt, zeichnen sich auch in dieser Linie wichtige Differenzen ab. Ruben wirft unter anderem Popper vor, über keine angemessene Konzeption von wissenschaftlicher Praxis zu verfügen. Es sei ein Kennzeichen der modernen Wissenschaftstheorie insgesamt, dass sie lediglich die Fachsprachen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen auf »die formale Logik in klassischer oder konstruktivistischer Version« beziehe. Damit werden die moderne Logik und die ihr zugrundeliegenden Techniken des Vergleichens »als ›Natureigenschaft‹ des Denkens« behandelt: »Die Herkunft dieses Maßstabs ist rein historisch-faktisch bedingt, durch die Leistungen der genialen Logiker. Ihnen gilt denn auch die Ehrerbietung der ›normalen‹ Wissenschaftstheoretiker« (Ruben 1978: 101). Zwar müssen formallogische Operationen als ein wichtiger wissenschaftshistorischer Entwicklungsschritt bezeichnet werden, weil sie erstmals eine rein formale Behandlung beliebiger Gegenstände als gegeneinander austauschbare und miteinander vergleichbare Größen gestatten. Erst in solchen Operationen wird streng genommen eine geplante Ersetzung von wissenschaftlichen Modellen und daraus resultierenden Theorien möglich. Die Unterstellung, dass alle Gegenstände als beliebige Vertreter von Abstraktionsklassen behandelt werden können, reduziert Dinge und dingliche Bezüge jedoch auf Variablen in bloß *möglichen* Ursache-Wirkungszusammenhängen. Damit isolieren formallogische Operationen nicht nur bereits bestehende Beziehungen zwischen untersuchten Gegenständen – ›trennen‹ also Dinge *virtuell* von allen tatsächlich bestehenden Wirkungen und Eigenschaften. Sie sehen überdies auch von den in wirklichen Operationen des Messens und Vergleichens tatsächlich hergestellten Beziehungen und Zusammenhängen – m.a.W.: vom *Forminhalt* ihrer je besonderen Praxis – ab. Zu unterscheiden ist dementsprechend zwischen dem Gebrauch der formalen Logik als ein Werkzeug, dem in der wissenschaftlichen Arbeit selbst eine Modellfunktion zukommt, und der Behauptung, dass wissenschaftliche Arbeit überhaupt nach dem Modell formallogischen Schließens zu konzipieren sei.

Dass diese Behauptung im Kritischen Rationalismus Popperscher Bauart selbst den Charakter einer *Realitätsannahme* über die mögliche Beschaffenheit der Welt hat – wir

also »allenfalls hoffen oder uns einbilden [können], der Wahrheit mit unserem wissenschaftlichen, analytisch-empirischen Tun etwas näher zu kommen« –, hat Hartmut Esser (2018a: 267) in der Auseinandersetzung mit Stefan Hirschauer unlängst noch einmal hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund könnte man in den weitergehenden Überlegungen Essers den Versuch sehen, dem Hinweis Adornos folgend eine wissenschaftstheoretische Diskussion auf das Terrain der Gesellschaftstheorie zu verlagern: Realitätsannahmen im Feld der Sozialwissenschaften – so Esser Diskussionsangebot an die Adresse der ›kreativ-konstruktivistischen‹ Soziologie – stützen sich auf die Existenz von sozialen Konstruktionen als objektiven Tatbeständen. Das in den Sozialwissenschaften beobachtete ›sinnhafte‹ Alltagshandeln soll als ein auf die »Bewältigung ganz handgreiflicher praktischer Probleme« (270) gerichtetes Tun beschrieben werden können, das bereits aus sich heraus über ein Potential zur Generierung immer neuer zweckrationaler Problemlösungen verfügt. Wissenschaft wird als eine fortgesetzte »Pragmatik des Alltags« behandelt, in der Techniken der Problemlösung lediglich einer bewussten methodischen Kontrolle unterzogen werden (vgl. Esser 1991).

Ein grundsätzliches Problem dieser Argumentation besteht nun darin, dass begründungsstrategisch an die Stelle vorfindlicher Naturgesetze Annahmen über die ›Natur‹ menschlichen Handelns treten, die Esser im Bereich der biologisch fundierten Verhaltenswissenschaften verortet.¹² Derartige Annahmen können jedoch nicht einfach als unumstößliche Gewissheiten verbucht werden, sondern unterliegen im Rahmen einer empirischen Wissenschaft selbst dem Prinzip der Falsifizierbarkeit und sind dementsprechend in wissenschaftlichen Operationen zu beweisende Hypothesen. Eine auf bezweifelbare anthropologische Voraussetzungen gegründete Theorie menschlichen Handelns vermittelt hier zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Handlungsbereichen. Nur so ist es möglich, dass Esser »in der Art der Ökonomen, die alle historischen Unterschiede verwischen und in allen Gesellschaftsformen die bürgerlichen sehen« (Marx 1971a: 636), in jeder menschlichen Handlung bereits die Wissenschaft sehen kann.

Was Esser somit fehlt, ist ein Begriff von Wissenschaft, der distinkte Qualitäten wissenschaftlichen Handelns jenseits von bestehenden Institutionen der Wissenschaft ausweisen könnte. Klar herausgearbeitet ist ein solcher Begriff hingegen in der Wissenschaftskonzeption Peter Rubens. Mit der bereits bei Marx entwickelten Unterscheidung zwischen *allgemeiner* und *gemeinschaftlicher* Arbeit bezeichnet Ruben (1978: 91) einen »dialektische[n] Qualitätsumschlag« von einer das ›alltägliche‹, ›vorwissenschaftliche‹ Handeln kennzeichnenden Herstellung von Gebrauchswerten zur Lösung unmittelbar lebensnotwendiger Fragen und Probleme (›Lebensmittel‹) zu einer Produktion von Modellen, die als standardisierte Vergleichsgrößen möglicher Folgeoperationen fungieren. In den Wissenschaften produzierte ›Gebrauchswerte‹ beziehen sich – ökonomisch ausgedrückt – *dem Sinn nach* gerade nicht mehr nur auf bereits bekannte Bedarfe und Probleme einer endlichen Produzentengemeinschaft (z.B. einer ›scientific community‹),

12 Die problematische »faktische Gleichsetzung der Begriffe ›Handeln‹ und ›Verhalten‹« (Etzrodt 2006: 273) bei Esser ist schon an anderer Stelle bemerkt und kritisiert worden.

sondern realisieren sich erst in den Folgehandlungen unbekannter Abnehmer. Die Vergesellschaftung wissenschaftlicher Produkte ist so keineswegs als ein Nebeneffekt wissenschaftlicher Praxis anzusehen, sondern wesentliche Voraussetzung für die vom Kritischen Rationalismus stets geforderte *Verallgemeinerbarkeit* wissenschaftlicher Erkenntnisse. Wie beispielsweise Hans Paul Bahrdt (1970: 25) völlig zutreffend bemerkt hat, erschöpfen sich die Resultate wissenschaftlicher Praxis gerade nicht in fertigen Gebrauchsanweisungen, sondern verfügen über einen *unbestimmten Informationscharakter*, der erst vermittelt über vom Wissenschaftssystem unabhängige soziale Anwendungen als Gebrauchswert realisiert wird.

Fraglich wird so allerdings der kausale Nexus eines Programms von Soziologie »als einer erklärenden, theoretisch angeleiteten, empirisch kontrollierten und *dadurch* aufklärenden und praxisrelevanten ›Wirklichkeitswissenschaft« (Esser 1993: 11; Herv. O. R.). Esser geht es gerade nicht darum, Wissenschaft als eine Form gesellschaftlich vermittelten Handelns zu verstehen, das sich erst in prinzipiell interessegeleiteten Sozialkontexten realisieren kann. Die hier in Anspruch genommene Autonomie wissenschaftlicher Erkenntnis rechtfertigt sich durch eine bestimmte Variante der Wissenschaftstheorie, die völlig unabhängig von »[p]olitischen Absichten, Wertungen und Parteilichkeiten« (Esser 2018a: 23) gelten können soll. In dieser Behauptung wiederholt sich nicht nur die von Lepsius beim Kasseler Soziologentag erhobene und von der Mannheimer ›Akademie‹ aufgegriffene Forderung, sozialwissenschaftliche Anwendungs- und Praxisbereiche der Kontrolle einer ›professionellen‹ Soziologie zu unterstellen. Der Umstand, dass wissenschaftliche Erkenntnis einzig und allein der wissenschaftsinternen Begründung und Kritik zugänglich sein soll, offenbart zudem ein demokratietheoretisches Defizit: Urteile über die Wahrheit wissenschaftlicher Sachverhalte stehen sozial Handelnden nur als Mitgliedern einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zu. In ihrer Rolle als politisch handelnde Bürger*innen eines Gemeinwesens haben sie die in den Wissenschaften produzierten Erkenntnisse hingegen als bloße ›Naturtatsachen‹ zu akzeptieren (vgl. Böhme/Grebe 1980; Weingarten 1998: 11ff.).

Entpuppen sich allerdings die von Popper und Esser unterstellten ›wissenschaftslogischen‹ Voraussetzungen einer solchen Sozialwissenschaft lediglich als *mögliche* Operationen zur kausalen Modellierung von Sachverhalten in der wissenschaftlichen Praxis, dann liegt in der Tat der von Stefan Hirschauer erhobene Verdacht nahe, dass die behauptete Allgemeingültigkeit der hier erzeugten Erkenntnisse kaum mehr sei als eine rhetorische Finte. Die von Popper kontrafaktisch unterstellte Gemeinschaft der Forschenden ließe sich soziologisch als eine an die kulturellen Grenzen eines partikularen Milieus gebundene, sozial privilegierte Gruppe beschreiben, die wie jede andere beliebige Gruppe in einen sozialen Kampf um die Durchsetzung hegemonialer Wahrheitsansprüche verstrickt bleibt. Wissenschaftliche Argumente wären kaum mehr als demagogische Mittel zur Durchsetzung von Cliquenansprüchen (vgl. Bourdieu 1984). Welche Auswege es aus dieser Art von Partikularismus geben könnte und ob wissenschaftliches Handeln nicht mehr sein könnte als eine weitgehend ›handlungsentlastete‹ (und nur deshalb reflektierte) Fortsetzung milieuspezifisch gebundener Sozialpraktiken, weiß allerdings auch Hirschauer nicht zu sagen. Unbefriedigend bleibt diese Situation, weil der ak-

tuelle »Methodenstreit« in der deutschen Soziologie suggeriert, für die künftige Ausgestaltung des Faches bestünde lediglich die Wahl zwischen der Scheinsicherheit einer problematischen wissenschaftstheoretischen Rahmung der Sozialwissenschaften, die eine asketische Selbstbescheidung soziologischer Erkenntnis im Dienste einer zweifelhaften Form der wissenschaftlichen Professionalisierung betreibt, und einem bewusst in Kauf genommenen Dilettantismus, der einem Rückfall in das 19. Jahrhundert gleichkommt.

4 Fazit

Der in diesem Beitrag unternommene Rückblick auf die Geschichte der deutschen Soziologie sollte zeigen, dass die Fragen, die sich die Soziologie gegenwärtig stellt, anders gestellt werden können und müssen. Wenn Stefan Hirschauer (2018: 163) und Hartmut Esser trotz aller Kontroverse wenigstens darin übereinstimmen mögen, dass man über »allseitige Professionalisierungsdefizite reden müsse«, so ist auch zu fragen, wo genau diese Defizite im Fach zu lokalisieren wären. Möglicherweise doch gerade in einem ebenso unklaren wie problematischen Verständnis von wissenschaftlicher Professionalisierung, welches das jeweils eigene wissenschaftliche Forschungsprogramm mit professioneller Sozialwissenschaft überhaupt gleichsetzt. Zwar ist es durchaus bemerkenswert, dass die wissenschaftstheoretischen Differenzen, die sich aus diesen Programmen ergeben, inzwischen zum Gegenstand einer offen ausgetragenen Kontroverse geworden sind. Allerdings wird sich eine professionelle Soziologie perspektivisch an der Frage messen lassen müssen, ob aus dieser Kontroverse Impulse für eine organisierte Forschung folgen werden. Wie in diesem Beitrag zumindest angedeutet worden ist, müsste sich diese Forschung nicht zuletzt um eine ernsthafte historische Aufklärung der auch in der zeitgenössischen Kontroverse gebrauchten Begrifflichkeiten wie ›Theorie‹ und ›Empirie‹, ›qualitative‹ und ›quantitative‹ Methodik bemühen. Im Gegensatz zu aktuell vorgeschlagenen ›Konfliktlösungsstrategien‹, die etwa die Implementierung von paradigmienübergreifenden Forschungsprogrammen »zur gegenstands- und problemadäquaten Ausstattung des Faches als einer komplexen Forschungsapparatur« (Scheffer/Schmidt 2019: 153) fordern, hätte sie dann zwar keine unmittelbar programmatische, dafür aber eine wesentlich kritische Funktion: Ihre vorrangige Aufgabe bestünde darin, die »spezifischen Bezugsprobleme« (153) der Soziologie in der Geschichte der Disziplin selbst zu suchen (vgl. Römer 2019: 76f.). Statt also einfach nur programmatische Überlegungen anzustellen, wie eine in Paradigmenstreitigkeiten blockierte Soziologie ihre »Kapazitäten« wirkungsvoller auf »existenzielle Probleme« beziehen könnte, müsste sie an den bereits gesellschaftlich vermittelten Erkenntnisweisen, Praxisformen und Funktionen der Sozialwissenschaften ansetzen. Perspektivisch könnte sich eine solche Forschung als ein erster wichtiger Schritt in die Richtung einer überhaupt erst noch zu erarbeitenden Wissenschaftstheorie der Soziologie entpuppen. Sie wirklich auszuarbeiten wäre dann aber weder die Aufgabe einer soziologischen Gelegenheitspublizistik noch einer von Detailforschung weitgehend entlasteten »großen Theorie« (Mills 2016: 53ff.), sondern einer in

arbeitsteiligen Forschungszusammenhängen zu organisierenden Vielzahl von Einzelstudien im Grenzfeld von Wissenschaftstheorie, -geschichte und -soziologie.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1969): »Einleitung«. In: Theodor W. Adorno/Ralf Dahrendorf/Harald Pilot/Hans Albert/Jürgen Habermas/Karl R. Popper: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 7-80.
- Adorno, Theodor W. (2003): *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*. Gesammelte Schriften Bd. 6. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Albert, Gert (2010): »Der Werturteilsstreit«. In: Georg Kneer/Stephan Moebius (Hg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 14-45.
- Albert, Hans (1969): »Kleines verwundertes Nachwort zu einer großen Einleitung«. In: Theodor W. Adorno/Ralf Dahrendorf/Harald Pilot/Hans Albert/Jürgen Habermas/Karl R. Popper: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 335-340.
- Althusser, Louis (1985): *Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler*. Hamburg: Argument.
- Bahrdt, Hans Paul (1971): *Wissenschaftssoziologie – ad hoc*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Beck, Ulrich (1974): *Objektivität und Normativität. Die Theorie-Praxis-Debatte in der modernen deutschen und amerikanischen Soziologie*. Reinbek: Rowohlt.
- Blättel-Mink, Birgit (2019): »Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?«. In: *Soziologie* 1/2019, S. 37-51.
- Blumer, Herbert (1973): »Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus«. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1*. Reinbek: Rowohlt, S. 80-147.
- Bonß, Wolfgang (1983): »Empirie und Dechiffrierung von Wirklichkeit. Zur Methodologie bei Adorno«. In: Ludwig von Friedeburg/Jürgen Habermas (Hg.): *Adorno-Konferenz 1983*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 201-225.
- Bonß, Wolfgang/Schindler, Norbert (1982): »Kritische Theorie als interdisziplinärer Materialismus«. In: Wolfgang Bonß/Axel Honneth (Hg.): *Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31-66.
- Böhme, Gernot/Grebe, Joachim (1980). »Soziale Naturwissenschaft. Über die wissenschaftliche Behandlung der Stoffwechselbeziehung Mensch-Natur«. In: Gernot Böhme: *Alternativen der Wissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 245-270.
- Bolte, Karl Martin/Neidhardt, Friedhelm (Hg.) (1998): *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*. Soziale Welt-Sonderband 11. Baden-Baden: Nomos.
- Bourdieu, Pierre (1984): *Homo Academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Braunstein, Dirk (2011). *Adornos Kritik der politischen Ökonomie*. Bielefeld: Transcript.
- Burzan, Nicole (2019). »Über eine multiparadigmatische Soziologie«. In: *Soziologie* 1/2019, S. 28-36.
- Christ, Michaela/Suderland, Maja (Hg.) (2014). *Soziologie und Nationalsozialismus. Positionen, Perspektiven, Debatten*. Berlin: Suhrkamp.
- Dahrendorf, Ralf (1963): *Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika*. München: Piper.
- Dahrendorf, Ralf (1967): »Soziologie und Nationalsozialismus«. In: Ders.: *Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie*. München: Piper, S. 89-103.
- Dahrendorf, Ralf (1969): »Anmerkungen zur Diskussion«. In: Theodor W. Adorno/Ralf Dahrendorf/Harald Pilot/Hans Albert/Jürgen Habermas/Karl R. Popper: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 145-154.

- Demirovic, Alex (1999): *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dubiel, Helmut (1978): *Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung. Studien zur frühen Kritischen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Esser, Hartmut (1991): *Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und »Rational Choice«*. Tübingen: Mohr.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2018): »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust? Nicht nur eine ›Stellungnahme‹ aus ›gegebenem Anlass‹« In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1/2018, S. 132-152.
- Esser, Hartmut (2018a): »Engführung? Ergänzungen zu einem unerledigten Fall«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 2/2018, S. 251-273.
- Etzrodt, Christian (2006): »Handeln, soziales Handeln und Handlungstypen bei Weber und Esser unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen methodologischen Ausrichtung. In: Rainer Greshoff/ Uwe Schimank (Hg.): *Integrative Sozialtheorie? Esser – Luhmann – Weber*. Wiesbaden: Springer, S. 259-288.
- von Ferber, Christian (1965): »Der Werturteilsstreit 1909/1959. Versuch einer wissenschaftsgeschichtlichen Interpretation«. In: Ernst Topitsch (Hg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 165-180.
- Fischer, Joachim (2010): »Die Rollendebatte – Der Streit um den ›Homo Sociologicus‹«. In: Georg Kneer/Stephan Moebius (Hg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 79-101.
- Fischer, Joachim (2015): »Bundesrepublikanische Soziologie 1949 bis heute. Versuch einer Skizze ihrer Geschichte«. In: Martin Endreß/Klaus Lichtblau/Stephan Moebius (Hg.): *Zyklus 2. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer, S. 73-100.
- Fleck, Christian (2007): *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gerhardt, Uta (2014): »Der Neubeginn der empirischen Sozialforschung und die Soziologie der frühen Bundesrepublik. ›Amerikanischer Import‹ und die fünfziger Jahre«. In: Dies.: *Soziologie im 20. Jahrhundert. Studien zu ihrer Geschichte in Deutschland*. Stuttgart: Steiner, S. 179-230.
- Giddens, Anthony (1985): »Reason without Revolution? Habermas's Theorie des kommunikativen Handelns«. In: Richard J. Bernstein (Hg.): *Habermas and Modernity*, Cambridge: Polity Press, S. 95-121.
- Gouldner, Alvin (1974): *Die westliche Soziologie in der Krise* (2 Bde.). Reinbek: Rowohlt.
- Gouldner, Alvin (1980): *Die Intelligenz als Klasse. Sechzehn Thesen zur Zukunft der Intellektuellen und der technischen Intelligenz*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Greshoff, Rainer (2010): »Die Theorienvergleichsdebatte in deutschsprachigen Soziologie«. In: Georg Kneer/Stephan Moebius (Hg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 182-216.
- Hennis, Wilhelm (1987): »Max Webers Fragestellung«. In: Ders.: *Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werks*. Tübingen: Mohr, S. 3-58.
- Hirschauer, Stefan (2008): »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis«. In: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 165-187.
- Hirschauer, Stefan (2018): »Der Quexit. Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1/2018, S. 153-167.
- Hondrich, Karl Otto (1975): »Entwicklungslinien und Möglichkeiten des Theorienvergleichs«. In: Rainer M. Lepsius (Hg.). *Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages*. Stuttgart: Enke, S. 14-36.
- Horkheimer, Max (1974): *Kritik der instrumentellen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Fischer.

- Kalthoff, Herbert (2008): »Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung«. In: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 8-32.
- Kneer, Georg/ Moebius, Stephan, »Vorwort«. In: Dies. (Hg.) (2010): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 7-13.
- König, René (1957): »Praktische Sozialforschung«. In: Ders. (Hg.): *Das Interview. Formen, Technik, Auswertung*. Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft, S. 13-33.
- Lepsius, Rainer M. (1975): »Ansprache zur Eröffnung des 17. Deutschen Soziologentages: Zwischenbilanz der Soziologie«. In: Ders. (Hg.): *Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages*. Stuttgart: Enke, S. 1-13.
- Lepsius, Rainer M. (1979): »Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967«. In: Günther Lüschen (Hg.): *Deutsche Soziologie seit 1945. Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-70.
- Lindemann, Gesa (2008): »Theoriekonstruktion und empirische Forschung«. In: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 107-128.
- Mannheim, Karl (1952): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke.
- Marx, Karl (1971): *Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Erstes Heft*. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke Bd. 13*. Berlin: Dietz, S. 15-48.
- Marx, Karl (1971a): »Einleitung [zur Kritik der politischen Ökonomie]«. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke Bd. 13*. Berlin: Dietz, S. 615-641.
- Mills, C. Wright (2016). *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer.
- Moebius, Stephan (2018): »Schulen, Akteure und regionale Zentren in der frühen Geschichte der bundesrepublikanischen Soziologie«. In: Stephan Moebius/Andrea Ploder (Hg.): *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Bd. 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*. Wiesbaden: Springer, S. 253-287.
- Neidhardt, Friedhelm (1975). »Identitäts- und Vermittlungsprobleme der Soziologie«. In: Rainer M. Lepsius (Hg.). *Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages*. Stuttgart: Enke, S. 426-452.
- Neun, Oliver (2018): *Zum Verschwinden der deutschen öffentlichen Soziologie. Die Geschichte des Verhältnisses von Soziologie und Öffentlichkeit nach 1945 bis zur Gegenwart*. Baden-Baden: Nomos.
- Osrecki, Fran (2018): »Glücklich ist, wer vergisst. Wie man mit einer multiparadigmatischen Disziplin umgeht, ohne zu verzweifeln«. In: *Soziopolis* 27.06.2018 [<https://soziopolis.de/verstehen/was-tut-die-wissenschaft/artikel/gluecklich-ist-wer-vergisst/>, abgerufen am 03.05.2019].
- Peter, Lothar (2015): »Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte«. In: Christian Dayé/Stephan Moebius (Hg.): *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp, S. 112-146.
- Popper, Karl R. (1965): »Prognose und Prophetie in den Sozialwissenschaften«. In: Ernst Topitsch (Hg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 113-125.
- Popper, Karl R. (1965a): »Was ist Dialektik?«. In: Ernst Topitsch (Hg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 262-288.
- Popper, Karl R. (1969): »Die Logik der Sozialwissenschaften«. In: In: Theodor W. Adorno/Ralf Dahrendorf/Harald Pilot/Hans Albert/Jürgen Habermas/Karl R. Popper: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 103-124.
- Rammstedt, Otthein (1991): »Die Frage der Wertfreiheit und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«. In: Lars Clausen/Carsten Schlüter (Hg.): *Hundert Jahre »Gemeinschaft und Gesellschaft«*. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich, S. 549-560.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2010): »Das Unbehagen an der Soziologie«. In: Georg Kneer/Stephan Moebius (Hg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 217-253.

- Ringer, Fritz K. (1987): *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*. München: dtv.
- Ritsert, Jürgen (1971): *Erkenntnistheorie, Soziologie und Empirie*. Frankfurt a.M.: Linksdruck.
- Römer, Oliver (2017): »Popitz lesen. Marx in der Philosophischen Anthropologie«. In: Martin Endreß/Klaus Lichtblau/Stephan Moebius (Hg.): *Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer, S. 150-188.
- Römer, Oliver/Schäfer, Gerhard (2018): »Zum Schicksal der deutschen Soziologie im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche. Lehrkörperstruktur und Nachwuchsfragen in der frühen westdeutschen Soziologie im Spiegel der Göttinger Hochschullehrerstudie (1952-1956)«. In: Oliver Römer/Ina Alber (Hg.): *Erkundungen im Historischen: Soziologie in Göttingen. Geschichte, Entwicklungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer, S. 153-202.
- Römer, Oliver (2019): »Zwischen fachwissenschaftlicher Spezialisierung und disziplinärer Identitätsstabilisierung. Zur gegenwärtigen Situation der Soziologiegeschichte«. In: *Soziologische Revue* 1/2019, S. 57-78.
- Ruben, Peter (1976): »Wissenschaft als allgemeine Arbeit. Über Grundfragen der marxistisch-leninistischen Wissenschaftsauffassung«. In: *Sozialistische Politik* 8/2, S. 7-40.
- Ruben, Peter (1978): »Die materialistische Dialektik und ihre Grundgesetze«. In: Ders.: *Dialektik und Arbeit der Philosophie*. Köln: Pahl-Rugenstein, S. 52-98.
- Ruben, Peter (1978a): »Die wissenschaftslogische Bedeutung der Hegelschen Logik«. In: Ders.: *Dialektik und Arbeit der Philosophie*. Köln: Pahl-Rugenstein, S. 99-116.
- Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2019): »Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existenzieller Probleme«. In: *Soziologie* 2/2019, S. 153-173.
- Schelsky, Helmut (1959): *Ortbestimmung der deutschen Soziologie*. Düsseldorf: Diederichs.
- Schelsky, Helmut (1963): *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Reinbek: Rowohlt.
- Strubenhoff, Marius (2017): »The Positivism Dispute in German Sociology, 1954–1970«. In: *History of European Ideas* 2/2017, S. 260-276.
- Strübing, Jörg (2019): »Soziologie in kriegerischen Zeiten«. In: *Soziologie* 2/2019, S. 143-152.
- Wagner, Gerald (2019): »Ein Quexit in der Soziologie?«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 23.01.2019.
- Weingarten, Michael (1998): *Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik. Beiträge zur kulturalistischen Wende in der Philosophie*. Bonn: Pahl-Rugenstein.
- Weingarten, Michael (2012): »Das Politische der Ökonomie. Versuch einer Bestimmung des Verhältnisses«. In: Malte Völk/Oliver Römer/Sebastian Schreull/Christian Spiegelberg/ Florian Schmitt/Mark Lückhof/David Nax (Hg.): *wenn die Stunde es zuläßt. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 235-257.
- Ziege, Eva-Maria (2009): *Antisemitismus und Gesellschaftstheorie. Die Frankfurter Schule im Exil*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Anschrift:

Dr. Oliver Römer
Georg-August-Universität
Institut für Soziologie
Platz der Göttinger Sieben 3
37073 Göttingen
oliver.roemer@sowi.uni-goettingen.de